

Knaur.

*Über die Autorin:*

Karin Alvtegen, 1965 geboren, ist die Großnichte von Astrid Lindgren und derzeit wohl Schwedens erfolgreichste Autorin – jeder ihrer Romane schafft es dort auf Platz 1 der Bestsellerliste. Aber auch international hat es Karin Alvtegen weit gebracht: Ihre Bücher erscheinen in 23 Ländern. Sie lebt mit ihrer Familie in Stockholm.

KARIN ALVTEGEN

# Schatten

Roman

Aus dem Schwedischen von  
Dagmar Lendt

Knaur Taschenbuch Verlag

Die schwedische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
»Skugga« bei Natur & Kultur, Stockholm.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2009  
Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Copyright © 2007 by Karin Alvtengen  
Copyright © 2007 für die deutschsprachige Ausgabe by  
DuMont Buchverlag, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Photodisc  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-50126-9

2 4 5 3 1

*Für meine Familie,  
die Voraussetzung an sich*

*Wenn du dieses Geräusch hörst, klingelingeling, wenn du das hörst, dann weißt du, dass es Zeit ist, umzublättern. So, nun fangen wir an.«*

*Die Stimme auf dem Band hatte sich verändert. Sie klang jetzt fast wie von einem Mann, obwohl er wusste, dass es eine Frau war. Wieder schlug er die erste Seite im Bambi-Buch auf und lauschte der Geschichte aus dem Kassettenrekorder. Er konnte sie auswendig. Das konnte er schon lange, aber heute hatte er sie so viele, viele Male angehört, dass die Stimme der Frau anfang, dunkel zu werden.*

*Auch um ihn herum wurde es langsam dunkel, jetzt kamen nicht mehr so viele Mütter und Väter mit Kindern und Luftballons wie vorhin. Er war hungrig. Die Zimtschnecken, die er bekommen hatte, waren aufgegessen, und von all dem Saft musste er dringend auf die Toilette, aber sie hatte gesagt, er solle hierbleiben, deshalb traute er sich nicht, zu gehen. Er war es gewohnt zu warten. Aber jetzt musste er wirklich ganz dringend, und wenn sie nicht bald kam und ihn holte, würde er sich noch in die Hose machen. Er wollte nicht, dass Mama diesen Blick bekam. Den Blick, der wehtat und wegen dem er manchmal im Dunkeln allein bleiben musste. Er legte die Hand auf die schmerzende Stelle, die er sich gestern eingefangen hatte, als er nicht mitkommen wollte. Ihre Augen waren ganz böse geworden, und sie hatte gesagt, er sei ungezogen. Und dann hatte es im Rücken wehgetan. Sie wollte so oft zu*

*diesem Haus fahren. Dann mussten sie erst den Bus nehmen und dann den langen Weg zu Fuß gehen. Manchmal war sie draußen bei ihm, aber manchmal war sie ganz lange weg, und er durfte nicht stören. Im Garten stand ein merkwürdiges Haus aus Glas, in dem es richtig Spaß machte zu spielen, aber nicht dauernd und nicht allein. Da war auch ein kleines Haus mit lauter Holz drin, an dem man herumschnitzen konnte, obwohl er nicht mit Messern spielen durfte. Manchmal dauerte es bei ihr so lange, dass es inzwischen dunkel wurde. Dann kamen Gespenster angeschlichen und Räuber. Da war das Messer im Holzschuppen sein einziger Schutz. Und das magische Dielenbrett mit dem dunklen Fleck, der wie ein Auge aussah. Wenn er da draufstand und das Messer in der Hand hielt und »Funkel, funkel, kleiner Stern« sang, konnten sie ihm nichts tun. Früher hatte Mama immer gesagt, dass sie eines Tages in dem Haus wohnen würden, nicht in dem Haus aus Glas oder in dem voller Holz, sondern in dem großen, und dann sollte er sein eigenes Zimmer bekommen. Dann würde alles gut werden. Hatte sie gesagt.*

*Er blickte sich um. Er saß ganz oben auf einer breiten Treppe, und hinter ihm war ein Teich, auf dem Vögel schwammen. Einen Moment überlegte er, ob er es wagen sollte, dorthin zu gehen und ihnen zuzuschauen, aber dann fiel ihm ein, was sie ihm gesagt hatte, und er blieb, wo er war. Es wurde langsam kalt auf den Steinen.*

*Die Stimme im Kassettenrekorder sprach immer langsamer und es hörte sich beinahe so an, als würde die Frau da drin gleich einschlafen. Schließlich sprang die Taste nach oben, und die Stimme schwieg endgültig. Er fühlte sich plötzlich allein. Und jetzt konnte er fast nicht mehr länger einhalten. Er wusste nicht, wo eine Toilette war, und langsam wurde er auch ein bisschen traurig. Er wollte nicht mehr da sitzen. Er hatte so*

*lange gewartet, und nun musste er dringend aufs Klo, und danach wollte er von hier weggehen.*

*»Na, du?«*

*Die Stimme ließ ihn zusammenzucken. Vor ihm stand ein Mann in einem grünen Anzug. Der sah aus wie ein Polizeianzug, obwohl er die falsche Farbe hatte, aber auf der Brust standen Buchstaben, genau wie er es bei der Polizei gesehen hatte.*

*»Wie heißt du denn?«*

*Er antwortete nicht. Mama hatte gesagt, dass er nicht mit Fremden sprechen durfte, deshalb senkte er den Blick und starrte auf die steinerne Treppenstufe.*

*»Wir machen jetzt zu, deshalb ist es Zeit, dass alle nach Hause gehen. Wo hast du denn deine Mama und deinen Papa gelassen?«*

*Der Mann klang nicht ärgerlich, sondern ganz nett, aber er wusste, dass er nicht antworten durfte. Andererseits durfte er auch nicht ungezogen sein, und das war er jetzt, deshalb wusste er plötzlich nicht mehr, was er machen sollte. Zwei große Tropfen landeten vor seinen Füßen und machten schwarze Flecken auf den Stein. Und dann noch zwei.*

*»Bist du mit deiner Mama oder deinem Papa hier?«*

*Er schüttelte langsam den Kopf. Damit redete er ja nicht.*

*»Mit wem bist du dann hier?«*

*Er zuckte die Schultern.*

*»Du musst nicht traurig sein. Ich heiße Sven, ich bin der Wachmann hier im Skansen-Park und alle, die Hilfe brauchen hier drinnen, können zu mir kommen. Wenn man seine Eltern verloren hat und nicht wiederfindet, oder wenn man vielleicht etwas fragen möchte.«*

*Eine Zeit lang blieb es still.*

*»Wie alt bist du denn?«*

Vorsichtig streckte er die Finger der linken Hand aus und knickte mit Hilfe der anderen Hand den Daumen und den kleinen Finger ein.

»Drei Jahre alt bist du?«

Er schüttelte kurz den Kopf.

»Nein, vier.«

Er schlug sich die Hand vor den Mund. Jetzt hatte er doch mit ihm gesprochen. Was, wenn der Mann ihn bei Mama verpetzte?

Er schwieg und starrte auf seine Füße. Dann drehte er den Kopf ein wenig und schielte zu dem Mann, um nachzusehen, ob er so aussah, als ob er petzte. Der Mann lächelte ihn an.

»Wenn du möchtest, kannst du mit mir zu dem kleinen Haus da hinten gehen, da arbeite ich, und dann warten wir dort so lange, bis sie kommen.«

Er musste so dringend. Gleich würde er in die Hose machen, und dann würde Mama noch wütender werden.

»Ich muss mal.«

Der Mann nickte und lächelte immer noch.

»Die Toiletten sind da hinten. Lauf schnell, ich passe so lange auf deine Sachen auf. Siehst du die Tür dort?«

Er zögerte nur einen Moment, bevor er tat, was ihm gesagt wurde.

Sven Johansson stand an der Treppe und sah besorgt dem kleinen Jungen hinterher, wie er zu den Toiletten rannte. Er hatte ihn schon den ganzen Nachmittag beobachtet, und mittlerweile schwante ihm nichts Gutes. Als der Junge außer Sichtweite war, hockte er sich hin und untersuchte seine Habseligkeiten. Ein Kassettenrekorder, ein Bambi-Buch, eine durchsichtige Plastiktüte mit Krümeln drin und eine kleine Brauseflasche mit gelbem Plastikverschluss und einem Rest Saft. Sven schlug das Buch auf, um nachzusehen, ob vielleicht

*der Name des Jungen drinstand. Ein zusammengefalteter Zettel fiel zu Boden. Mit bösen Vorahnungen faltete er das Papier auseinander, und seine schlimmsten Befürchtungen wurden wahr. Die kurze Mitteilung war mit Schönschrift geschrieben:*

*»Kümmert euch um das Kind. Verzeiht mir.«*

Der Schlüssel für die Wohnung war in einem wattierten Umschlag von der Polizei gekommen. Eine braun furnierte Tür in einem altmodischen Treppenhaus, dem der Zahn der Zeit ziemlich zugesetzt hatte. Gerda Persson hatte drei Tage tot in ihrer Wohnung gelegen, als der Hauspflagedienst sie fand. Nach zweiundneunzig Jahren und gut drei Monaten hatte sie ihre Lungen ein letztes Mal gefüllt, um sich anschließend in eine Erinnerung zu verwandeln. Das war alles, was Marianne wusste. Und da sie nun hier vor der Wohnungstür stand, war auch klar, dass es weder der Polizei noch dem Pflagedienst gelungen war, Angehörige ausfindig zu machen, die abwickelten, was übrig blieb, wenn ein Leben zu Ende gegangen war. In solchen Fällen landete der Auftrag auf dem Tisch von Marianne Folkesson. Ein fremder Schlüssel zu einem unbekanntem Leben, dessen Vergangenheit sie erkunden sollte. Sie war schon öfter in dieser Gegend gewesen. Die Mietshäuser waren voller kleiner Wohnungen, und viele ihrer Bewohner standen in Kontakt mit der Altenbetreuung des Sozialdienstes. Wenn sie starben, gab es manchmal niemanden, der zu benachrichtigen war. Niemand anderen als Marianne Folkesson, die städtische Nachlasspflegerin für diesen Bezirk. Sie öffnete die Tasche und holte die dünnen Gummihandschuhe heraus, ließ den Mundschutz aber drin. Was hinter den fremden Türen auf sie wartete, wusste sie nie, aber aus Respekt vor den Toten vermied sie jede vorgefasste Meinung. Manchmal war die Wohnung aufgeräumt wie eine Puppen-

stube, blitzsauber der Nachwelt hinterlassen. Penibel geordnete Verhältnisse, die keine Fragen offenließen. Aber zwischen den Dingen, die das Zuhause des Verstorbenen ausgemacht hatten, war manchmal so ein unerklärliches Gefühl von Nähe. Ihr eigenes Auftauchen war gewissermaßen ein Eindringen, und das wollte sie nur ungern verschlimmern, indem sie einen beleidigenden Mundschutz trug. Sie sah sich lieber als eine Verbündete, die gekommen war, um mit Respekt und Würde das Leben abzurunden, das sich hinter den fremden Namen auf ihrem Schreibtisch verbarg. Aufräumen und aussortieren, Erinnerungsstücke einsammeln und nach Möglichkeit jemanden finden, dem sie etwas bedeuteten. Der Tod war schon lange nichts mehr, was sie erschreckte. Nach zwanzig Jahren in diesem Beruf hatte sie eingesehen, dass er zum Leben dazugehörte. Sie suchte nicht mehr nach dem Sinn des Lebens, was allerdings nicht hieß, dass sie glaubte, ihn gefunden zu haben. Wenn das Universum sich die Mühe machte zu existieren, musste es auch einen Grund dafür geben. Damit gab sie sich zufrieden, sie fand ihre Ruhe darin, auf das Mysterium zu vertrauen.

Das Leben. Ein winziger Punkt zwischen zwei Ewigkeiten. Bei Weitem nicht alle Aufträge, die sie bearbeitete, erzählten von einem Leben in Isolation, auch wenn der Bekanntenkreis mit der Zeit spärlich geworden und die letzten Jahre einsam gewesen waren. Aber es gab Wohnungen, die waren das genaue Gegenteil der aufgeräumten Puppenstuben. Dort waren Unordnung und Schmutz so erstickend, dass die Füße sich sträubten, über die Schwelle zu treten. Zerfetzte Tapeten und zerschlagene Möbel kündeten laut von der Verzweiflung, die der Verstorbene empfunden hatte. In solchen Fällen ergaben ihre Nachforschungen zumeist das Bild eines psychisch labilen Menschen ohne soziales Netzwerk, der so lange zurecht-

gekommen war, wie sich der psychologische Dienst um ihn kümmerte, ihm vielleicht einen Platz in einer Wohngemeinschaft besorgt hatte, aber dann, als sich sein Zustand besserte, war er für zu gesund befunden worden, um einen der wenigen Plätze in Anspruch zu nehmen, die die Gesellschaft zur Verfügung stellte. Ein Mensch, von dem erwartet wurde, dass er danach allein zurechtkam, den man mit einer eigenen Wohnung versorgte, in der die Isolation es der Krankheit erleichterte, rasch wieder an Boden zu gewinnen. Ein einsamer Mensch, der Unterstützung gebraucht hätte, der aber, nachdem er abgewiesen worden war, nicht vermocht hatte, zu bitten und zu betteln. Dann war es ihre Pflicht, ihm Genugtuung zu geben. Alles zu tun, was in ihrer Macht stand, um einen Angehörigen ausfindig zu machen, der wenigstens an der Beerdigung teilnehmen wollte. Manchmal gab es niemanden. Dann waren es nur sie, der Pfarrer, der Bestatter und der Kantor, die den Verstorbenen zur letzten Ruhe begleiteten. Dann musste sie mit Hilfe von Fotos und Erinnerungstücken versuchen, sich ein Bild von diesem Menschen zu machen, um die Beerdigung nach Möglichkeit ein wenig persönlich zu gestalten. Aber wenn sie dann allein am Sarg stand und ihre Blume niederlegte, bat sie immer um Verzeihung für die Unfähigkeit der Gesellschaft. Dafür, dass die Gesellschaft versagt hatte, dass die Verstorbenen ihr Elend allein hatten aushalten müssen, ohne dass jemand eingriff.